

Die vier Verliebten [Fortsetzung]

Autor(en): **Möschlin, Felix**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **12 (1922)**

Heft 33

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-644072>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 33 — XII. Jahrgang

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern

Bern, den 19. August 1922

Nacht.

Von Ernst Oser.

Wie Sackeln brennen die Lichter im Strom,
Aufzuckend in den Sluten.
Im Sammt der Nacht steht ernst der Dom,
Ein Zeichen den Bösen und Guten.

Die Stadt schlief ein, des Tages satt,
Doch stehn ihre Fenster offen.
Wo einer seufzt, von Sorgen matt,
Dem zeugt die Nacht ein Hoffen.

Wie eine Mutter hält sie Wacht,
Wiegt alles in heilenden Schlummer.
Die himmlischen Leuchten hält sie entfacht
Und wandelt in Träume den Kummer.

O Nacht, durch deines Dunkels Tor
Rauschen die Wogen der Zeiten.

Du zeigst dem, der sich im Schatten verlor,
Lichtelle Ewigkeiten.

Die vier Verliebten.

Roman von Felix Böschlin.

33

„Der Herr Doktor!“

Er öffnete die Augen. Der Vorhang ging wieder in die Höhe.

Der Doktor hatte einen seltsamen, hinten flach ab-geschnittenen Schädel, der sich von der viel zu niedrigen Stirne aus nach oben kegelförmig zuspitzte. Sein etwas rötliches Haar war kurz geschritten, daß es borstenähnlich steif und igelstachelig vom Kopfe abstand. Hans mußte lächeln. Der Doktor schien es nicht übel zu nehmen.

„Nur zugelacht,“ sagte er ermunternd, „ich habe mit meiner etwas mißratenen Kopfform schon mehr Patienten geheilt als mit meinen Händen.“ Er trat ans Bett. „Schmerzen?“

„Nein,“ sagte Hans Steiner.

„Blödsinnig?“

„Ich glaube nicht.“

„Ich auch nicht. Sie haben einen guten Schädel. Danken sie Gott dafür. Sie sind ja nicht umzubringen. Ja, ja. Die eine hat ein gutes Herz und der andere einen guten Schädel. Seltsam ist's schon, daß auch Sie unter meine Finger kommen mußten. Sie wollen wenigstens nicht sterben?“

„Nein, das will ich nicht. Denn nun weiß ich, daß ich doch ein Mann bin. Ich hatte keine Angst vor dem Arbeiter mit dem Brett.“

„Aber ein bißchen vorsichtiger in Ihren Aeußerungen hätten Sie schon sein können.“

„Nein, denn dann wüßte ich ja nicht, daß ich ein Mann bin.“ —

„Na, na, ohne Seltsamkeiten scheint es also auch bei Ihnen nicht abzugehen.“

„Ihnen mag es seltsam erscheinen, mir nicht.“

„Das ist das Gewöhnliche, lieber Herr Steiner. Sie fand es auch gar nicht seltsam, daß Sie sterben wollten. Die andere nämlich, die ich auch zu kurieren hatte.“ Er schaute ihn scharf und prüfend an und fuhr dann energisch fort: „Die Martha Zumbrunner nämlich! Ohne mich wäre sie gestorben, so gut wie Sie auch. Aus dieser Mitteilung mögen Sie ersehen, daß Sie an der Gefahr völlig vorbei sind. Sonst würde ich Ihnen nicht davon sprechen.“

Hans Steiner schaute verstaunt und verwirrt den häßlichen Kopf an. Auf einmal sah er nur noch ein Paar tiefe, klare, leuchtende Augen.

„Ich danke Ihnen,“ sagte er ergriffen, „daß Sie die Martha Zumbrunner gerettet haben.“

„Und Ihre Rettung...?“

„Die spielt ja keine so große Rolle. Aber danken tu ich Ihnen natürlich auch.“

„Die Sache war nicht so leicht, Herr Steiner. Ich besann mich schon, ob ich zu armiertem Beton greifen müsse, um Ihre Schädelbede wieder neu zu wölben. Und vorher hatte ich mir sogar als Luxus folgenden Gedanken geleistet: soll ich dem Kerl überhaupt helfen? Ich betone ausdrücklich: den Luxus geleistet. Denn helfen tun wir ja sowieso. Es gibt keine Frage, die da in Betracht kommen könnte. Aber ich dachte doch einen Augenblick: verdient es der Kerl? Ja, der Kerl! Denn die Martha Zumbrunner hat mir etliches erzählt. Wir Doktoren sind ja meistens auch Beicht-

väter. Und schließlich ist man auch nur ein Mensch. Das brauchte ich Ihnen zwar nicht weiter zu erklären. Denn es hängt mit meiner eigenen Blamage zusammen, und die erzählt man nicht gerne.“

Hans Steiner hatte nicht recht gehört. Er schaute immer nur in die klaren Augen.

„Herr Doktor, erlauben Sie, sind Sie der Sternenhimmel?“

„Was soll nun das wieder bedeuten?“

„Er hat auch mich schon gefragt,“ sagte die Wärterin und flüsterte dem Doktor etwas ins Ohr.

Aber er schüttelte den Kopf.

„Was meinen Sie mit dem Sternenhimmel?“ fragte er Steiner.

„Ich habe einen Sternenhimmel gesehen, oder vielmehr ein Lächeln, und das möchte ich gern wieder sehen.“

„Wann haben Sie das gesehen?“

„In der Nacht.“

„Bevor Sie erwachten?“

„Ja, einen ganz besonders schönen Sternenhimmel, ein ganz besonders schönes Lächeln, und da hab' ich mir gedacht, vielleicht sind Sie es gewesen.“

„Nein, bis jetzt haben Sie mir keinen Grund zum Lächeln gegeben.“ Er dachte nach. „Vielleicht weiß ich, was das für ein Sternenhimmel war,“ fuhr er fort. „Aber ich habe kein Recht, mich darüber zu äußern. Nein, dieses Recht habe ich nicht. Sie müssen ihn eben selber suchen, wenn Sie gesund sind. Vielleicht finden Sie ihn. Das ist Ihre Sache. Und von mir können Sie nicht verlangen, daß ich Ihnen Glück wünsche!“

„Ja, ich werde ihn suchen. Ich werde überhaupt nichts anderes mehr tun, als nach diesem Lächeln suchen. Dann muß ich es finden.“

„Das wäre wirklich etwas unverdient!“ Er sah streng aus. „Auf Wiedersehn.“ Unter der Türe kehrte er sich noch einmal um, trat ans Bett zurück und sagte: „Und eines muß ich noch bemerken: Sie sagten, nun wüßten Sie, daß Sie ein Mann seien. So hören Sie denn: auch ich weiß jetzt, daß ich ein Mann geworden bin. Vorher fühlte ich mich schwach. Aber jetzt bin ich wieder stark. Vielleicht erkläre ich Ihnen das später einmal. Jetzt jedenfalls nur das: wenn ich Ihnen einen Dienst geleistet habe, wie ich hoffe, so dürfen Sie dafür erfahren, daß auch Sie mir einen Dienst geleistet haben. Und jetzt mögen Sie ihm seine Frau hereinrufen,“ sagte er zur Krankenschwester und ging mit schnellen Schritten hinaus.

Ich glaube, beide haben es ein bißchen im Kopf, dachte die Wärterin und ging hinter dem Doktor drein, um Frau Steiner, die im Besuchszimmer wartete, zu benachrichtigen.

Hans aber dachte: ein guter Mensch. Und danach: wenn Rösli der Sternenhimmel wäre! Aber beim ersten, weitaufgerissenen Blick schon sah er, daß sie kein Sternenhimmel war.

Rösli kam auf den Beinen schau und langsam auf ihn zu. Ihr Antlitz war bleich, von Tränenregen verwaschen und durchfurcht.

Er hielt ihr die Hand hin. „Das Röslein sieht ja recht verblüht und verblättert aus.“ Sie stammelte: „Hans, verzeih!“

Er wehrte ab: „Was ist denn zu verzeihen?“

„Beinahe wär' ich schuld daran gewesen! Ich darf nicht mehr an die drei Tage denken. Sie sagten, du würdest sterben.“

„Ich lebe, Rösli, recht neugeboren, kann ich dir sagen, in jeder Beziehung.“

„Wirßt du sie nun auffuchen?“

„Ich weiß nicht. Jedenfalls werde ich zuerst den Sternenhimmel suchen.“

Sie verstand ihn nicht. Aber sie wollte ihn nicht um die Erklärung bitten. Vielleicht gehörte dieses Unbegriffene noch zu seiner Krankheit.

„Rösli, sag' mir nur eines, wohnte er schon in dem kleinen Häuslein, als ich noch dort oben war?“

„Ja,“ sagte sie.

„Das,“ sagte er langsam, „quält doch immer noch ein klein bißchen. Ich hatte gemeint, alles sei ganz hinter mir.“

„Aber ich wußte nichts von ihm.“

„Nicht? Dann ist alles gut. Denn siehst du, als ich weg ging, da waren wir ja geschieden, nicht wahr, und du warst frei. Aber nun hab' ich nachträglich denken müssen, alles sei gelogen gewesen. Und du hättest schon vorher! Und das Bild ‚Der Seiltänzer‘?“

„Das Bild hatte ich längst verbrannt. Ich merkte, daß er im Zimmer war, solange das Bild an der Wand hing. Und ich wollte ja, daß nur du im Zimmer sein solltest. Ich habe es wahrhaftig redlich versucht.“

„Ich glaube es. Und du mußt nicht meinen, daß man besonders leichtgläubig sei, wenn man ein Brett auf den Kopf erhalten hat. Ich glaube dir, weil dies alles zu dir paßt. Siehst du, ich habe eine Zeitlang gezwungenerweise meinen müssen, du seiest jemand anders gewesen, als du bist. Etwas recht Böses und Schlimmes, aufrichtig gestanden. Aber nun ist es ja gottlob nicht so, nun kann alles wieder gut werden. Ich meine“ — er sah einen leichten Schrecken über ihr Antlitz wehen — „nun kann ich ganz gut weiter leben. Denn alles ist ja offen und ehrlich zugegangen.“

„Ich werde ihm entsagen, wenn du es verlangst,“ sagte sie leise, „denn ich begreife, daß du dich meinetwegen nicht gegen den Arbeiter gewehrt hast.“

„Nein, nein, nicht entsagen, nur das nicht. Gehe deinen Weg ruhig weiter. Der Schlag hat alles in Ordnung gebracht. Nur den Sternenhimmel möchte ich noch gerne haben. Aber es wird schon gehen, Rösli. Reise getrost zurück. Und wenn ich wieder recht gesund bin, leiten wir jene wohl etwas unangenehmen Verhandlungen ein, die nun einmal nötig sind, wenn zwei nicht mehr beisammen bleiben wollen. Ich fahre wahrscheinlich nach Rußland. Eine schöne große Stelle steht mir in Aussicht. Mächtige Hafengebäuden. Vielleicht tue ich auch in einem Kraftwerk in Finnland mit. Du siehst, man kann mich brauchen. Jetzt erst wird man mich richtig brauchen können. Denn nun sehe ich die Welt anders an, als bis dahin. Ich bin eigentlich ein recht eingebildeter, selbstsicherer und selbstsüchtiger, selbstzufriedener Kerl gewesen, nicht wahr?“

„Du bist ein tüchtiger Mann gewesen.“

„Nein, siehst du, gerade das nicht. Aber jetzt bin ich es geworden.“



Charon. — Nach einem Gemälde von Hans Thoma.

Charon in der griechischen Mythologie der greise, stumme Fährmann, der die Schatten der beerdigten Toten über die Flüsse der Unterwelt fährte, wofür er einen dem Toten in den Mund gesteckten Obolos (Münze) erhielt. Ein beliebtes Motiv für Künstler. Thoma hat das Grauen und die Verzagtheit der Seelen auf der traurigen Fahrt über die dunklen Wasser der Unterwelt ergreifend dargestellt.

Er schaute sie lächelnd an. Aber nach einer kleinen Weile merkte sie, daß er über sie hinweg schaute. Er hatte offenkundig vergessen, daß sie im Zimmer war.

Da atmete sie auf. Es war ein kleiner Stachel dabei, aber sie war doch dankbar dafür, daß sie endlich recht aufatmen durfte. Nun war er wieder er und sie wieder sie, und kein Band mehr gab es zwischen ihnen.

Sie blieb noch eine Weile sitzen. Dann erhob sie sich. „Adieu, Hans.“

Er fuhr zusammen. „Verzeihe,“ sagte er.

„Nichts ist zu verzeihen. Ich bin ja eigentlich schon längst nicht mehr da, darum sahst du mich nicht mehr. Adieu. Ich will dort oben auf deine Briefe warten. Bürd' mir nur alle Schuld auf. Ich trage sie gern.“

„Gute Kameraden sind wir jetzt, nicht wahr? Als Kameraden wollen wir auch die Schuld teilen.“

Sie war gegangen. Er prüfte noch einmal alle seine Gedanken. Aber da war nichts von Liebe, nichts von Schmerzen. Bloß müde war er. Das Neugeborenwerden strengt an. Zufrieden schlief er ein.

* * *

Der Chef besuchte ihn, um ihm in reichhaltig ausgestatteter Rede sein Bedauern und seine Anteilnahme auszudrücken. Hans nahm die freundlichen Worte lächelnd entgegen. Dann ließ er etwas von Rußland verlauten. Aber der Chef sagte mit beiden Händen: Nein, nein, und wollte etwas derartiges unter keinen Umständen zugeben. „Kommt nicht in Frage, lieber Herr Steiner. Sie bleiben selbstverständlich bei uns. Warum nach Rußland? Weil wir da zuletzt ein paar kleine Differenzen gehabt haben? Aber das sind ja bloß Kleinigkeiten.“

Hans wollte einige Andeutungen machen, um das Geschehene klar zu stellen. Aber dann ließ er ihn reden.

„Sie scheinen etwas krank gewesen zu sein, nicht wahr, Herr Steiner?“

Ein zustimmendes Kopfnicken.

„Ich habe mich also nicht getäuscht. Sie waren nervös. Und ich meinerseits war vielleicht ein bißchen gereizt. Ich habe mir deswegen nachträglich Vorwürfe gemacht. Keine allzu gelinden Vorwürfe, Herr Steiner! Denn es lag ja auf der Hand, daß der Tunnelbau an Ihrer Nervosität schuld gewesen war. Ich habe diesen Tunnelbau

seit her genau studiert. Das war ja in der Tat ein sehr schwieriges Unternehmen. Ein Unternehmen, das ich bis jetzt nicht recht überblickt hatte. Und ich sagte mir: du bist ungerecht gewesen. Und das ist nicht wieder gut zu machen, denn nun liegt er auf dem Totenbett. Aber jetzt ist es ja wieder gut zu machen. Schmeißen Sie das Ruckland nur aus dem Kopf. Es gibt für Sie in der Schweiz noch genug zu tun."

Ich muß dem Chef die Sache doch etwas erklären, dachte Hans.

„Ich war in der Tat etwas krank. Das Brett war dann gewissermaßen die Krisis. Nämlich...“

„Wie die Krisis? Aber das können Sie mir ja später erzählen. Machen Sie vorläufig, daß Sie recht bald wieder gesund werden, ich habe schon eine Arbeit für Sie bereit. Eine schöne Arbeit. Die etwas vorstellen wird, wenn sie fertig ist. Es handelt sich nicht nur um einen Tunnel, dem man Mühe und Arbeit gar nicht ansieht. Sie bleiben, nicht wahr?“

„Gut denn,“ sagte Hans und lächelte. Alles schien ja ganz ohne sein Zutun wieder in Ordnung kommen zu wollen. Es fehlte nur noch der Sternenhimmel.

Nun wurde ihm erlaubt, auf der großen Veranda auf und ab zu spazieren. Eine Woche später durfte er in den Spitalgarten hinunter. „Bald ist wieder rechter Frühling,“ dachte er, als er die ersten Märzblümchen sah.

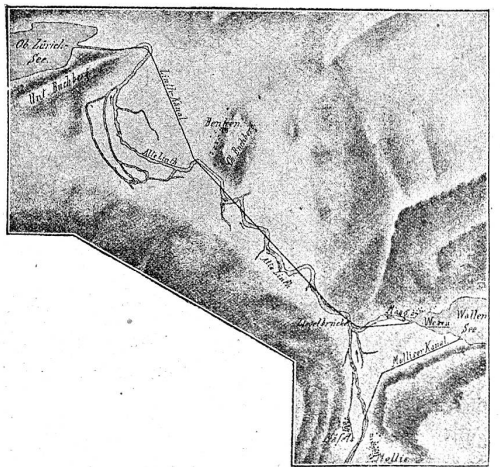
(Schluß folgt.)

Das Linthwerk.

(1804–1822.)

Am vergangenen 22. Juli waren 100 Jahre verflossen seit der Vollendung des ersten schweizerischen Entschumpfungswerkes, des Linthwerkes.

Im Sommer 1793 wanderte der junge Zürcher Hans Konrad Escher mit seinem Berner Freunde Gruner durch die Gegend der untern Glarner Linth. Diese floss damals bei der „Ziegelbrücke“ mit der vom Walensee herkommenden Maag zusammen. Sie war ein wilder Bergstrom, der alljährlich seine Ufer übertrat und wüste Ueberschwemmungen



Planskizze zum Linthwerk.

anrichtete. Darum mußte ihr Bett hoch eingedämmt werden. Dadurch wurde aber die Wesener Linth zurückgestaut, so daß ihr Wasser stagnierte und Versumpfung im ganzen Bereiche des untern Walensees, besonders in und um das

Städtchen Wesen hervorrief. Auch Walenstadt litt an andauernden Ueberschwemmungen und wer damals von Chur nach Zürich reiste, mochte nicht in dem finsternen, durch Sumpffieber berückigten Städtchen übernachten. Er schiffte sich baldmöglichst ein und fuhr im Schiff den See hinunter bis Wesen. Von hier bis nach Lachen am obern Zürichsee führte ein holperiger Weg am Rande von Sümpfen vorbei durch eine der ärmsten und unglücklichsten Gegenden der Schweiz. Der Anblick des wüsten Landes und des menschlichen Elendes, das sie hier antrafen, betrückte die beiden Wanderer. Konrad Escher trug von dieser Reise den Entschluß mit nach Hause, dem Lande und den Menschen hier zu helfen. Er nahm die Pläne des J. Rudolph Meier von Aarau, dem idealgesinnten damaligen Präsidenten der Helvetischen Gesellschaft, der sich schon um die Rettung der versumpften Linthgegend leider ohne Erfolg bemüht hatte, wieder auf. Es gelang ihm zunächst, die Zürcher Regierung für die Idee einer eidgenössischen Hilfsaktion zu gewinnen. Im Jahre 1803 brachte Zürich die Angelegenheit vor die Tagsatzung in Freiburg, die dem Plane grundsätzlich zustimmte und die den Landammann für 1804, den Berner von Wallenwyl, den Glarner Rats Herrn Schindler und den Ingenieur Osterrieth aus Bern im Verein mit Escher mit dem genaueren Studium des Planes betrauten. Die Kommission einigte sich auf den Vorschlag, die Linth von Mollis weg in einem Kanal in den Walensee zu führen und den Ausfluß des Sees, die Maag, entsprechend zu erweitern und dann den Linthlauf von Ziegelbrück an in möglichst gerader Linie zum Zürichsee zu führen. Sie berechnete die Kosten auf 300,000 Franken. Die Ausführung kam dann erheblich höher zu stehen. Aber schon diese Summe aufzubringen war ein hartes Stück Arbeit.

Im Sommer 1804 bestimmte die Tagsatzung, daß die Aktiensumme auf Fr. 480,000 festgesetzt und in 1600 Aktien zu Fr. 300 gezeichnet werden solle. Das Kapital war unverzinslich; als Unterpfand sollte das urbar gemachte Land gelten. Aber nun blieb die Angelegenheit wieder einige Jahre liegen. Erst 1807 kam der projektierte „Ausruf an die schweizerische Nation zur Rettung der durch Versumpfung ins Elend gestürzten Bewohner des Walensees und des untern Linthtals“ zustande. Im Herbst gleichen Jahres wurde mit den Vermessungsarbeiten begonnen. Da die Schweiz damals keine wirklichen Wasserbauingenieure besaß, mußte man für das Entwerfen der Spezialpläne ausländische Fachleute berufen. Der geschickte badische Geniemajor und Rheinwahr-Inspektor J. G. Tulla und sein Gehilfe Ingenieur Obrecht führten diese Arbeiten aus. Der „Ausruf“ war nicht ohne Erfolg geblieben. Im Laufe des Sommers waren in den verschiedenen Kantonen Aktien gezeichnet worden im Gesamtwerte von 400,600 Schweizerfranken. Escher schlug sein Hauptquartier im Schämiser Damenstift auf, um das Werk aus der Nähe überwachen zu können.

Am 15. März 1809 konnte die oberste Strecke des Kanalsystems eröffnet werden. Am 8. Mai 1811 war der 2592 Meter lange Molliser Kanal, der die Linth in den Walensee führt, fertig und konnte dem Betrieb übergeben werden. Fünf Jahre später war auch der 16,645 Meter lange Kanal zwischen dem Walensee und obern Zürichsee fertig erstellt.

Inzwischen war in Etappen das Aktienkapital auf die erforderliche Höhe gebracht worden. Die Gesamtausgaben beliefen sich auf 976,910 Schweizerfranken oder zirka 3–4 Millionen in heutigem Gelde. Immerhin eine sehr bescheidene Summe angesichts der heutigen Anforderungen für derartige Werke.

Nach Fertigstellung der Hauptkanäle konnten die eigentlichen Entschumpfungsarbeiten begonnen werden. Schon 1820 waren 800 Tuharten Land ausgetrocknet, 20,000 Tuharten waren in Angriff genommen und die bis dahin schwer leidende Gegend völlig von Fieberdünsten befreit. Am 22.